

Hinter den Masken

Lady Vera - dominant, kompetent, elegant

„Auf keinen Fall will ich jetzt gestört werden“, sagt die Frau bestimmt. „Nachher darfst du uns Kaffee bringen.“ Der grauhaarige rundliche Mann schließt gehorsam die Tür. Immer wieder hatte er angerufen an diesem späten Vormittag. Vielleicht von einer Telefonzelle in der Nähe, vielleicht von einem Handy. Als die Frau ihm schließlich erlaubt, heraufzukommen, dauert es nur Minuten, bis es an der Tür klingelt. Für sein Versprechen, ein bißchen aufzuräumen, vielleicht eine Lampe anzubringen, ein Brett zu streichen, darf er hier sein. Vor der Öffnungszeit und außerhalb des vereinbarten Termins. Er kann schauen, die Instrumente berühren und sich an dem Gefühl berauschen, daß Vera da ist.

Die Frau schlägt die Beine übereinander, zieht an ihrem kurzen Stretchrock und ist sofort wieder im Gespräch. Ihre kurzen rötlich-blonden Haare, die lebhaften Augen geben dem Gesicht etwas Heiteres, Mädchenhaftes. Aber da sind auch die winzigen Fältchen um die Augen, die verraten, daß sie schon älter sein muß. Und eine dunkle, ruhige Stimme, die anregend und distanziert zugleich klingt.

Vera arbeitet im Berliner Stadtbezirk Mitte. Dort, wo sich der Verkehr durch eine schmale, schmutzige Straße drängt, steht das Mietshaus. Es muß an die hundert Jahre alt sein und, seitdem ist kaum etwas an ihm verändert oder renoviert worden. Der Treppenaufgang führt vorbei an zerkratzten und verbeulten Briefkästen hinauf in die erste Etage. Kein Namensschild, nur eine Klingel. Hinter der hohen Eingangstür aber beginnt ein Phantasiereich: In einen apricot getönten Flur fällt weiches, helles Licht, Leopardendruckdecken liegen über einem Korbstuhl. Die Schaufensterpuppe vor einem der Zimmer trägt schwarzes Leder.

Wen Vera hier hereinläßt, der hat einen Termin. Einfach nur klingeln, mal vorbeischaun, kommt bei ihr nicht infrage. Jeder, der kommt, muß Zeit mitbringen und das Ritual durchlaufen. Es beginnt gleich im ersten Raum: Mit Jacket und Hose, Schlips und Hemd, Slip und Socken wird ein Stück Alltag in den Schrank gehängt. Ein Frotteetuch um die Hüften bleibt als einziger Schutz. Hier herrscht Vera, die Domina. Sie bestimmt von da an jeden Schritt, jede Handlung, fordert Zugriff auf jedes Gefühl. „Du darfst wählen. Willst Du ein Schwein sein? Ein Esel? Ein Hund?“

Ein Affe? Such Dir Dein Gesicht!“ Der Spiegel dafür ist mit Nägeln gespickt und hängt in einer winzigen, blutrot gestrichenen Kammer. Eingezwängt mit sich selbst und den Masken, vielleicht angekettet an die eiserne Gittertür, muß er warten. Bis seine Domina ihn herausläßt. Vielleicht kriecht er dann auf allen Vieren und trägt ein Hundehalsband. Die Maske ist nun kein Versteck mehr, sondern zeigt etwas von ihm, was sonst verborgen bleibt.

Vier Jahre ist es her, daß Vera zur Hurenorganisation Hydra kam: „Ich möchte diesen Job machen. Helft mir dabei.“ Niemand nahm sie ernst. Was wollte so eine unscheinbare Frau, die mit ihrem Sprachfehler irgendwie unsicher wirkte? Die lebte doch in einer gutbürgerlichen Existenz! Sie erzählte von 25 Ehejahren, von Haus und Garten in Süddeutschland, das sie hinter sich gelassen habe und von einer erwachsenen Tochter. Finanzielle Probleme kannte sie überhaupt nicht. Schließlich saß sie als Bankkauffrau und Anlageberaterin auf einer gut bezahlten Anstellung. Was wollte die im Gewerbe? Mit Ende Vierzig, wo andere längst ausstiegen! Was Vera wirklich wollte, konnten sie nicht verstehen. War es ihr damals selbst klar? Aus dem alten Leben hatte sie sich mit der Scheidung und dem Umzug nach Berlin längst verabschiedet. Dennoch erlebte sie nun nur einen zweiten Aufguß: Die gleichen öden Gespräche über den nächsten Urlaub, die neuesten Anschaffungen, eine Gehaltserhöhung. Die gleichen, aufreibenden Konkurrenzkämpfe. Sollte das bis zur Rente so weitergehen? Sie wollte noch einmal etwas anderes machen. Etwas ganz, ganz anderes.

Um sie nicht völlig vor den Kopf zu stoßen, gaben die Hydra-Frauen ihr einige Studio-Adressen und ließen sie laufen. Was sie sah, weckte alte Ängste. Vor der Rotlichtszene mit ihrer Kriminalität und den Zuhältern. Bordelle, in denen die Männer „abgefertigt“ und bedient werden, wo es immer an der Tür klingelt und jede Frau machen muß, was ihr gesagt wird. Die Geräte hinter dunklen Vorhängen, Folterhöhlen wie im Mittelalter. So konnte sich Vera eine Arbeit nicht vorstellen. Aber da war ja noch die Selbsthilfegruppe bei Hydra. Hier trafen sich Frauen, die unsicher waren. Die einen überlegten, ob sie einsteigen, die anderen wollten raus aus dem Geschäft. Vera traf eine Domina, die aussteigen wollte. Sie bot der Neuen ihren Platz in einem Studio an - das gefiel ihr besser als die anderen und sie blieb. Drei Jahre wurde sie angelernt.

„Schlag einen Menschen, so daß es richtig schmerzt - aber eine Stunde später darf nichts mehr zu sehen sein!“ Vera nimmt eine lange Peitsche in der Hand. Ihr Griff ist aus schwarzem geflochtenem Leder, in das winzige Silbersternchen eingelassen sind. Die langen weichen Striemen enden in hartem Leder mit winzigen Knoten. Ehe die Domina mit der Nilpferdpeitsche zuschlägt, ist eine Vorbehandlung nötig. Dort, wo die Lederenden auftreffen, muß die Haut angewärmt werden. Dafür hat Vera breite Lederpatschen, die die Haut röten. Mit der Hand fühlt sie, ob die Wärme ausreicht. Macht sie hier etwas falsch, sind tage- wenn nicht wochenlang blutige Striemen auf der Haut. Es können tief innen Äderchen platzen, sogar eine Fettembolie kann entstehen.

Veras Peitschen hängen an einer Gitterwand am Ende eines großen Raumes. Der ist in erdigen und grünen Tönen gestrichen, an den Fenstern apfelsinenfarbene Vorhänge. Was im Raum steht, könnte die Einrichtung eines gut sortierten Fitneßstudios im Mittelalter sei: Da ist die Streckbank, ein hölzernes Pferd, ein Balken von einer Wand zur anderen mit Haken und Seilen, ein lederner Bock, eine Schaukel - und ein Galgen. Spiegel ringsherum an der Wand zeigen jede Bewegung aus jeder Perspektive und werfen die Bilder unzählige Male zurück. - Die Bestimmung der Gerätschaften ist allerdings nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich. In der Ecke steht ein Stuhl, der keinen Sitz hat, daneben ein winziger Tisch wie aus einer Kindertagesstätte. Über ihm hängen an einem Gitter Klammern und spitze Metallklemmen mit Nägeln und Zähnen. Dort liegt ein Pferdestriegelhandschuh und eine Hose, die innen aussieht wie ein Nagelkissen. Dazu Daumenschrauben, Maschendraht, diverse Holzbretter. Gegenüber unter der Streckbank ein Käfig, der viel zu niedrig ist, als daß ein Mensch darin sitzen könnte. Liegend aber kann jemand darin eingeschlossen werden. Trägt er dazu eine Maske über dem Gesicht, kann er nicht mehr erkennen, was im Raum vor sich geht. Nur noch hören kann er - und warten. Daß Vera ihn herausläßt. Denn sie bestimmt, wann er an der Reihe ist. Um das Spiel mit ihm zu spielen, was er sich insgeheim wünscht. Vielleicht gibt er es nicht einmal vor sich selbst zu, dann muß die Domina es herausfinden: Braucht er, wie ein ungezogener Schüler, das Nachsitzen an jenem winzig kleinen Tisch unter den Beschimpfungen seiner Gouvernante? Liebt er das

pfeifende Schlägen des Rohrstocks? Oder sehnt er sich danach, gefesselt und verschnürt wie ein Weihnachtspaket an der Decke zu hängen?

Wie groß ist das Maß an Demütigung, das mancher Mensch braucht - und wie tief ist ein Schmerz, den er ertragen kann? Es kommen Männer, die lassen sich Hoden und Penis mit Chili einstreichen, bevor Vera scharfe Klammern ansetzt. Sie ertragen ihre „Strafe“ lächelnd und fertigen noch ein Protokoll darüber an. Sie zahlen, um gefesselt, mißachtet, gedemütigt und beschimpft werden.

„Im Grunde inszeniere ich ein Spiel“, sagt die Frau. „Ich muß wissen, was ich jemandem zumuten kann.“ Wann ist es eine lustvolle Aufregung und wann ist es einfach nur strapaziös? Was macht jemandem gar keinen Spaß und wie entsteht genau die richtige Mischung aus Angst und Lust, nach der manche Menschen sich sehnen?

Die Kunst des Fesseln und des Schlagens läßt sich lernen. Und sie muß gelernt werden. Denn die Domina trägt die Verantwortung dafür, daß niemand wirklich verletzt wird. Ein gelungenes Rollenspiel aber hängt von psychologischem Gespür, von Reife und Lebenserfahrung ab. Da ist sich Vera sicher.

Was sagen die Leute, wenn da auf einmal ein Mann mit Vollbart in Frauenkleidern Fenster putzt? Vera hatte lange über das Problem nachgedacht. Viele ihrer Kunden sehnen sich nur nach einem: Sie wollen die Küche aufräumen, den Flur saugen, die Toilette putzen. Allerdings brauchen sie dazu eine Voraussetzung: Sie müssen Damenunterwäsche tragen. „Zu Hause haben die Uhu an den Fingern, dort machen sie keinen Handgriff.“ Hier im Studio leisten sie ihre Sklavendienste. „Das sind die besten Putzfrauen. Gründlicher macht keiner sauber.“ Wo sollten sie es sonst es auch tun? Welchem Gelächter und Gespött würden sie sich aussetzen? Selbst Vera hatte ja Skrupel, dem fensterputzenden Mann in tief ausgeschnittener Bluse und Rock den Blicken der Nachbarn auszusetzen. Sie löste das Problem allerdings einfach: Sie überredete ihn, sich als Türkin mit Schleier zu verkleiden.

Ihre Gäste sind Manager und Journalisten, Banker und Lehrer, Angestellte und Rentner, junge und alte. Männer aus nahezu allen Bevölkerungsschichten. In ihrem „ordentlichen“ Leben geben sie sich machohaft oder zutiefst verständnisvoll, brummig und laut oder zurückhaltend und leise. Bei den meisten von ihnen ahnt niemand, daß sie zu einer Domina gehen. Am allerwenigsten die Ehefrau. Und auch

Vera erfährt kaum ihren richtigen Namen und ihren wirklichen Beruf. Aber sie blickt ein wenig hinter die Maske, die sie im normalen Leben tragen und ahnt mitunter, was sie früher erlebt haben mögen. Da ist der junge unauffällige Mann, der mindestens einmal im Monat einen Termin bei ihr bucht. Er läßt sich fesseln, und Vera muß ihm stundenlang zu trinken geben. Erst Wasser, dann Essigwasser, dann Zuckerwasser, dann Chiliwasser. Auf die Toilette gehen darf er nicht. Irgendwann, wenn es ihm zur absoluten Qual wird, beschimpft und maßregelt sie ihn. Genau diesen Druck braucht er. Einmal im Monat. Wie ein anderer sich Woche für Woche Schularbeiten aufgeben läßt, die er bei Vera abzuliefern hat. Für jeden winzigen Fehler holt er sich Schläge mit dem Rohrstock. Und da war auch dieser alte Mann im grauen Tuchanzug, schon weit über 70. Drucksend saß er bei Vera, und sie wußte eigentlich nicht, was er wollte. Schließlich machte sie einen Versuch: Der alte Mann legte seine Sachen ab und betrat mit dem Handtuch um die Hüfte ihren großen Studioraum. Als sie noch musternd und überlegend vor ihm stand, riß er die Schultern zurück, schlug die Hacken zusammen und rief: Jawoll Frau Oberst, ich bin eine gottverdammte Kommunistensau! Vera war fassungslos. Was sollte sie tun? Der alte Mann hatte begonnen zu zittern, und sie befahl ihm, sich auf den Boden zu legen. Dann mußte sie hinaus, sich sammeln. War er ein Täter? War er ein Opfer? Sie ging an ihren Kleiderschrank, zog sich eine schmale Reithose und Lederstiefel an. Und ging wieder hinein. Drin knallte sie mit den Hacken, befahl dem Mann in barschem Ton einige Kniebeugen, beschimpfte und schlug ihn. Die Frau begriff, wie hauchdünn die Grenze zwischen Ernst und Spiel sein kann.

Es gibt viele Männer, die nie auf die Idee kämen, in ein Domina-Studio zu gehen, und die es auch nicht brauchen. Andere möchten schon, gestehen es sich aber nicht zu. „Die denken wahrscheinlich, daß sie das hier nicht nötig haben“, überlegt Vera. „Bei denen kann irgendwann der Deckel in eine andere Richtung hochfliegen.“ In einem Studio dagegen könnten sie lernen, ritualisiert mit verborgenen Wünschen umzugehen.

„Viele haben in der Gesellschaft eine Maske auf. Die drückt aus: Ich bin der Stärkste und der Größte. Ihre eigenen Schwächen können sie nicht akzeptieren.“ Und auch nicht, daß ihre Potenz mit all dem nicht Schritt halten kann. Im Studio dagegen können sie sich fallen lassen. Dürfen hilflos sein und einmal absolut auf die andere Seite wechseln.

Im eigenen Unternehmen arbeitet Vera seit einem halben Jahr. Mit ihrem Lebensgefährten hat sie Raum für Raum entworfen, gestaltet, die Utensilien und Instrumente zusammengesucht und aufgearbeitet. Der Manager hat ihren beruflichen Wechsel nicht einfach nur hingenommen. Gemeinsam haben sie jeden Schritt beredet, haben nachgedacht, die Wohnung gesucht. Das wichtigste aber ist für Vera, daß er ihre Arbeit akzeptiert, hinter ihr steht. Genau wie ihre Tochter und die meisten Freunde. So konnte sie auch ganz sicher ihre ersten eigenen Erfahrungen als Domina machen. Zum Beispiel, daß sie manchen ihrer Gäste wieder fortschickt: „Männer, die gerade von irgendwelchen Gewalt pornos kommen und mit mir diese Dinge nachspielen wollen.“ Aber auch jenen Mann, der begann, ihre Tür zu beschmieren, der den Klingeldraht durchschnitt und ganz unzweideutige Botschaften hinterließ: Er wollte ihre Aufmerksamkeit erzwingen, mehr sein als nur ihr Kunde. Das Wichtigste klärt sie in der ersten Unterhaltung: Was wünscht sich der Besucher und wie soll das Verhältnis zwischen beiden aussehen? Dieses Vorgespräch ist kostenlos. Danach können beide Seiten entscheiden, ob sie miteinander weitermachen oder nicht. „Mein Gast soll ein Bild von seinen Bedürfnissen und Sehnsüchten malen. Das ist dann mein Rahmen.“ Ein Rahmen, den Vera mit ihrer Phantasie füllt - und so, wie sie Lust hat. Vorschreiben läßt sie sich dies nicht. Wer das erwartet, muß woanders hin. Hier ist sie die Bestimmerin.

Und nichts im Studio läßt das vergessen: Sein Mittelpunkt ist der Thron der Domina. Ein paar Stufen führen zu einem großen Sessel unter einem Holzbaldachin. Über dessen hoher Lehne liegt eine Leopardenfelldecke. Gemessen steigt Vera nach oben. In ihrer strengen und eleganten Kleidung: Weiße Reithosen, dazu eine schwarze enge Jacke oder ein schmaler langer Rock und eine Jacke mit hoch geschlossenem Kragen. Dazu trägt sie Stiefel mit Absätzen, in denen eigentlich niemand gehen kann. Unnahbar und unerreichbar sitzt sie hier weit über allem, was sich da unten abspielt.

„Erzogen worden bin ich ganz anders“, erzählt Vera. Frauen die selbstbewußt und mächtig sind, werden nicht geliebt, hieß ein Grundsatz. „Du willst ja nen Mann finden, du willst ja, daß die Leute dich mögen. - Das war ein permanenter Druck.“ Ist sie deswegen immer davongelaufen, wenn ihr ein Stück mehr Macht angeboten wurde? „Ich bin geflüchtet vor mir selber.“ Als ihre Tochter noch klein war, hatte sie Gründe

gewußt, größerer beruflicher Verantwortlichkeit auszuweichen. Später hielt sie sich an ihren Mängeln fest oder schmiß ganz einfach alles hin. Jede noch so kleine Aufstiegschance war eine Verunsicherung gewesen. Vera nahm sich zurück, machte sich bewußt klein - obwohl doch ihr Privatleben so ganz anders verlief. Da war sie immer mehr in die dominante Rolle hineingedrängt worden. Ihr Mann war vaterlos aufgewachsen und überbehütet von einer ängstlichen Mutter, die ihn nie loslassen wollte. Alle Trennungsschritte von ihr fort weckten in ihm Schuldgefühle. Die lebte er in seiner Ehe weiter. Hoffte, daß seine Frau bestimmt, für ihn entscheidet - und konnte genau damit nicht leben.

„Die meisten Kämpfe in Beziehungen, die äußerlich ganz andere Gründe haben, sind nichts anderes als Machtkämpfe.“ Viele führen die ihr ganzes Leben lang. In ihrer Arbeit kann Vera dieses Machtspiel zum Thema machen und damit spielerisch umgehen. Im Studio sind die Verhältnisse klar. Sie hat das Zepter in der Hand und genießt das lustvoll. Denn auch sie kann hier ihre Maske fallen lassen. „Das ganze hat noch einen Vorteil - ich kann nach Herzenslust zickig sein“, Vera lacht. „Und je zickiger ich bin, um so besser ist es.“

Wieder klingelt es und Vera geht zur Tür. Mit heiterer Freundlichkeit begrüßt sie ihren nächsten Gast, fragt nach seiner vergangenen Woche, schickt ihn dann nach hinten. Ruhig und selbstsicher klingt ihre Stimme; ein Stottern ist darin schon lange nicht mehr zu hören.

Rosemarie Mieder

Das Magazin 12/1998